

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hajatpour, Reza

Der brennende Geschmack der Freiheit

Mein Leben als junger Mullah im Iran

© Suhrkamp Verlag

edition suhrkamp 2409

978-3-518-12409-3

edition suhrkamp 2409

Während erste Demonstrationen das Ende des Schahregimes andeuten, beginnt der junge Reza Hajatpour gegen den Wunsch der Familie seine Karriere als Mullah in Ghom, dem religiösen Zentrum des Iran, und setzt dort sein theologisches Studium fort. Er erlebt die Revolution und den Aufbruch der iranischen Gesellschaft in eine islamische Zukunft mit, doch er gerät immer stärker in Widerspruch zu den neuen religiösen Machthabern, der ihn auch ins Gefängnis bringt.

In einer eindringlichen und zugleich poetischen Sprache beschreibt Hajatpour die Konflikte, die ihn als jungen Mullah mit fast unlösbarer Fragen an den Islam konfrontieren sowie sein Vertrauen gegenüber Familie und Freunden erschüttern. Seine Autobiographie eröffnet einen faszinierenden Einblick in das Leben und den Alltag eines Geistlichen unter der absolutistischen Herrschaft Khomeynis – in eine Gesellschaft, in der Religiosität unentwegt mit Politik verbunden ist.

Reza Hajatpour, geboren 1958 im Iran, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Iranistik an der Universität Bamberg.

Reza Hajatpour
Der brennende Geschmack
der Freiheit

*Mein Leben als junger Mullah
im Iran*

Suhrkamp

*Für meine Kinder
und meine Freunde*

edition suhrkamp 2409
Erste Auflage 2005

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2005
Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia Publishing, Lahnau
Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12409-3

Inhalt

Die Suche nach Wahrheit	7
Lesen, Lernen und Beten	17
Der unbekannte Islam	21
Das gemeinsame Ziel	29
Die Nacht der Träume	37
Der Eingang zum Paradies	40
Die Macht des Turbans	47
Die Untreue	51
Die sexuelle Verzweiflung	56
Gott schuf alles dem Menschen zuliebe	64
Die Rückkehr	72
Der Trauermonat	80
Ein Paradies voller Rosen	89
Frühling der Freiheit	94
Der Buchhändler	102
Ein Privileg	111
Der Zerfall der Ideen	116
Wohin führt die Theologie?	123
Der Platz der Philosophen ist in der Hölle	131
Der Todesmarsch	138
Die Stille	146
Der einsame Wolf	151

Katz und Maus	160
Der brennende Geschmack der Freiheit	167
Der Augenblick der Dürre	172
Die Schatten der Vergangenheit	176
Der Horizont des Lebens	192
Außerhalb des Buches	197
Die endlose Melancholie	208

Die Suche nach Wahrheit

In Gedanken verloren, mein Feuerzeug in der Hand, starre ich mit ziellosem Blick durch das Flugzeugfenster in den diesigen Himmel Teherans. Ständig kommen mir die Worte meiner Mutter in den Sinn: »Das ist nicht der richtige Beruf für dich«, oder die Stimme meines Freundes – die letzten Tage vor meiner Flucht hatte ich bei ihm verbracht, und er hatte sich so rührend um mich gesorgt und war stets bemüht gewesen, mich in seiner ruhigen, freundlichen Art aufzumuntern: »Es ist alles vorbei... Du hast alles hinter dir.«

Ich weiß nicht, wie lange es gedauert hätte, aus diesen Gedanken auszubrechen; ich weiß nur, daß ich die Hand eines Mitreisenden spürte, der mir auf die Schulter klopfte und mich fragte, ob ich eine Zigarette rauchen wolle. »Ja!« sagte ich erschrocken. Er wollte wissen, ob dies meine erste Reise sei. »Reisen habe ich sehr oft unternommen, aber nicht ins Ausland und nicht mit dem Flugzeug«, erwiderte ich abweisend. Schweigen war mir lieber als Reden; so nahm ich die Zigarette und ließ die Zeit im Flugzeug wortlos vorbeigehen.

Es vergingen die letzten Tage des Dezembers 1985, als ich den Iran in Richtung Türkei verließ. Seit meiner Flucht hatte mich unablässig die Frage beschäftigt, was mich bewogen hatte, Mullah zu werden. Ich war mir nicht mehr sicher, wie ich selbst dazu stand. Alle meine Träume hatten sich durch meine Flucht in nichts aufgelöst. Ich wollte sie nicht dem vernichtenden Sturm der Wirklichkeit aussetzen. Zunächst versuchte ich alles zu verdrängen und die Gedanken in den dunklen Räumen der Vergessenheit zu deponieren. Ich wünschte, daß alles ein Traum gewesen wäre. Ich wünschte, daß diese Reise durch die Zeit gehen würde, zurück zu einem neuen Anfang. Ich wollte aber keineswegs in die Vergangen-

heit zurück, sondern in eine Zukunft, wo alles erst zu werden beginnt. Doch es war zwecklos: Die Gedanken verfolgten mich bis in die tiefste Nacht in meinem Schlaf. Niemals zuvor war ich so voller Selbstzweifel gewesen. Sie belasteten mich schwer und ließen mich alles um mich her aus einem Blickwinkel der Skepsis und endlosen Kritik betrachten. Zerrissenheit prägte fortan mein Leben. Nur die Hoffnung auf die Freiheit erwärmt mich für neue Träume, neue Visionen, neue Lebenskraft.

In Gedanken begann ich alle Ereignisse nochmals zu durchleben, bis ich mich endlich entschloß – vermutlich, um selbst zu einem besseren Verständnis des Geschehenen zu gelangen –, die zehn aufwühlenden, erlebnisreichen Jahre meiner Tätigkeit als Mullah niederzuschreiben. Dadurch, schien es mir, winke meinem Leben Hoffnung, leuchte ein neues Frühlingslicht. Es befreite mich von dem Gefühl, gleich einem Pechvogel nicht mehr fliegen zu können, und ließ mich aus der Gefangenschaft hinter den Gittern meiner Seele ausbrechen.

Ich erinnere mich an den Tag, als ich meiner Mutter zu erklären versuchte, daß ich Geistlicher, Mullah, werden wolle, und damit Unruhe in unser Haus brachte. Mein Urgroßvater mütterlicherseits, Scheich Ali, war bislang der einzige Geistliche in unserer Familie gewesen. Er war ein angesehener Mann in seiner Provinz und gründete zu Beginn des 20. Jahrhunderts einige moderne Schulen, darunter auch eine Mädchenschule, im Norden Irans. Die anderen Mitglieder unserer Familie, auch die Verwandten, traten meist entweder in den Staatsdienst oder suchten als freie Geschäftsleute ihr Auskommen. Die Mullahs stießen bei den meisten von ihnen auf Vorurteile; man beschimpfte sie gern als »Schmarotzer«, wahrscheinlich, weil sie von den freiwilligen Spenden und den Steuern der Gläubigen lebten oder weil man sie im alltäglichen Leben vermißte oder weil ihre Hände nicht rauh und ihre Gesichter nicht verwelkt waren, wie ich es bei Menschen

wie meinem Vater kannte, die in der glühenden Sonnenhitze stumm und in der Kälte der Wintertage taub wurden. Solche abfälligen Töne über Mullahs hörte man vor allem von der reichen Oberschicht, an deren Händen und Gesichtern ebenso keine Spur von Not zu sehen war. Um so widersprüchlicher war es jedoch, daß es selten eine wohlhabende Familie gab, in der ein oder mehrere Geistliche fehlten. Die Mullahs waren ein Bestandteil der Gesellschaft, und für manche zählten sie sogar zum Luxus, ebenso wie man auch gerne einen Mediziner in seinem Bekanntenkreis hatte. Meine Eltern waren im Grunde nicht gegen den ganzen Berufsstand der Geistlichkeit eingetragen – ihren Sohn als Mullah zu sehen, begeisterte sie indessen ganz und gar nicht. »Die Familiensippe wird enttäuscht von uns sein!« sagte meine Mutter.

Es war etwa vier Jahre vor der Revolution, angeblich in einer Zeit unbeschreiblichen wirtschaftlichen Aufschwunges im Iran, der an den Armen jedoch spurlos vorüberging. Die Pahlavi-Monarchie, der Schah von Persien, genoß die besten Jahre ihrer Herrschaft, bevor sie vom Sturm der Masse überrascht wurde. Ich besuchte die zehnte Klasse der Oberschule und wußte genau, daß ich das nicht werden wollte, was sich meine Verwandten für mich vorstellten: *Beamter*. »Nein!« sagte ich mir, »ein Beamter wie unsere Onkel oder wie meine Vettern, nein danke, das will ich nicht werden«. Sie alle – mit sehr wenigen Ausnahmen – erschienen mir spießig, arrogant, scheinheilig und oberflächlich; ich habe mich nie wohl unter ihnen gefühlt und ging ihnen möglichst aus dem Weg. Sie hatten keine Achtung vor den Armen. Meine Abneigung gegen den Onkel und gegen die anderen Verwandten meiner Mutter, mit Ausnahme meiner Tante, war dadurch geprägt, daß sie in meinen Augen die Verantwortung trugen, meine Mutter, als sie erst zehn war, in ihrem bitteren Schicksal allein gelassen zu haben. Damals, nach dem Tod ihres Vaters, wurde

sie diesem Onkel anvertraut, mußte jedoch bald sein Haus wieder verlassen, da sie von ihm zu einem Haushäldchen herabgestuft und bei jeder Gelegenheit mißhandelt wurde

Ich erinnere mich, daß ich eines Tages diesem Onkel aus Wut in die Hand biß. Ich war kein blutgieriger Vampir, der Grund war ein anderer: Meine Mutter und ich waren von der Frau dieses Onkels zum Mittagessen eingeladen worden. Wir durften hin und wieder üppig mit ihnen speisen. Diese Großzügigkeit verdankte ich jedoch meiner Mutter, die, nachdem sie viele Jahre ohne Heimat war und ein trostloses und unstetes Leben führen mußte, wieder in den Schoß der Familie zurückkehrte. Sie konnte sich aus dem Pflichtgefühl der Familienloyalität nicht befreien. Nun war sie eine arme Nichte, verheiratet und Mutter von drei Kindern. Sie betreute den Onkel und seine Familie genauso liebevoll, wie sie ihren eigenen Mann umsorgte und ihre Kinder behütete. Sie sorgte gegen wenig Geld für eine wöchentliche Säuberungsaktion im großräumigen Haus ihres Onkels. Sie pflegte seine alte Schwiegermutter, badete sie, putzte ihre Zähne, kaufte für die ganze Familie ein und kochte für sie. Ich war etwa zehn Jahre alt. Wie immer fing der Onkel wieder an, mich zum Besten zu halten, und machte sich diesmal über meine Kopfbedeckung lustig. Während des Essens riß er mir mit einem Stock meine heißgeliebte Mütze vom Kopf und ließ sie lachend über dem Tisch kreisen. Dann erklärte er mir in befehlendem Ton, daß er sie nie mehr auf meinem Kopf zu sehen wünsche. Ärgerlich, in meinem Stolz gekränkt, verlangte ich mein Eigentum zurück und versuchte danach zu greifen. Als ich dabei war, die Mütze von der Stockspitze zu ziehen, schlug er mir heftig auf die Finger. Ich starrte ihn haßerfüllt an, ergriff seine Hand und biß mit voller Kraft hinein. Sein Haus habe ich lange nicht mehr betreten.

Den festen Entschluß, Geistlicher zu werden, faßte ich etwa zwei Jahre vor der Revolution, kurz vor meinem achtzehnten Lebensjahr. In meinem Vorhaben wurde ich vor al-

lem durch den Imam, den Vorbeter der Moschee, in unserem Stadtviertel bestärkt. Ich kannte ihn seit meiner frühesten Kindheit. Zur Ergänzung des Unterrichts an der Grundschule hatte man mich in die Koranschule gesandt, welche er leitete. Dort konnten die Kinder lernen, wie man den Wortlaut des Korans richtig rezitierte. Der Imam der Moschee wurde von meiner Mutter und von allen Nachbarn sehr ehrerbietig begrüßt, wenn sie ihm auf der Straße begegneten. Er war etwa fünfzig Jahre alt, trug einen schwarzen Turban auf dem Kopf und ging immer schnellen Schrittes einher. Ich beobachtete ihn oft; seine Art zu gehen war sehr lustig. Er schien mir anders zu sein als die anderen Mullahs, die im allgemeinen sehr langsam, den Blick auf ihre Füße gerichtet, einherschritten. In ihren Gesichtern konnte man keine Freude erkennen. Sie lachten nicht sehr gerne. Aber obwohl dieser Imam unseres Viertels nicht dem Bild eines typischen Mullahs zu entsprechen schien, war er sehr beliebt. Man sagte von ihm, er sei einfach, natürlich, ein Mensch wie jeder andere. Einfachheit ist zwar eine Tugend gewesen, jedoch nahm man die einfachen Menschen im Iran nicht ernst. Einfach wollte ich auch sein, allerdings konnte ich es nicht ertragen, wenn man mich nicht ernst nahm. Der Hadji Agha, wie man unseren Imam nannte, machte auf mich jedenfalls großen Eindruck. Man nannte ihn Hadji Agha, weil er die religiöse Pilgerpflicht nach Mekka einlöste. Es war allerdings nicht ungewöhnlich, wenn man die Geistlichen Hadji nannte, denn das normale Volk ging davon aus, daß die Theologen ihre Pflichten nicht versäumen, und nannte sie aus Ehrfurcht oft nicht bei ihrem Namen.

In der Oberschule hatte ich keine besonderen Schwierigkeiten mit den Lehrern. Ich hatte das Gefühl, einigen von ihnen sympathisch zu sein. Die meiste Aufmerksamkeit schenkte mir der Religionslehrer, wohl unter dem Eindruck, ich sei an seinem Unterricht besonders interessiert, weil ich ihm häufig

Fragen über Gott und die Probleme unserer Existenz stellte. Ist es nicht natürlich, daß ein Schüler in diesem Alter neugierig ist, vor allem in bezug auf metaphysische Themen? Bei der Beantwortung meiner Frage, ob die Religion Gott beweisen könne, verwies er mich auf die Voraussetzung eines absolvierten Theologiestudiums als Verständnisgrundlage: »Das kann man am besten bei einem Mudjtahid lernen, bei einem religiösen Rechtsgelehrten, der bezüglich aller religiösen Wissenschaften über hohe Qualitäten verfügt.« Ich kontierte sofort, daß dies heißen würde, daß man zuerst Mullah werden müßte, um Gott und die Welt zu begreifen. »Nein«, erwiderte er, »jeder kann eine theologische Ausbildung bekommen, das hängt von deinem Fleiß und von deinem Interesse ab.«

Während der Unterrichtspause erzählte er mir dann, daß der berühmte Intellektuelle Dr. Ali Schariati ebenfalls eine theologische Ausbildung besäße; er sei aber Soziologe und seine Bücher seien sehr bekannt. Man könne diese zwar nicht überall kaufen; er sei aber bereit, mir Hinweise zu geben, welche Buchhandlung sie führe. Ohne Grundwissen zu erwerben, könne man wissenschaftliche Begriffe nicht verstehen, und er fügte hinzu, daß ich – falls ich wirklich interessiert sei – selbst einen Mudjtahid aufsuchen könne. »Ich kenne einen Mullah; er ist der Imam der Moschee meines Stadtviertels«, fiel ich ihm ins Wort und nannte seinen Namen. »Ich kenne ihn«, sagte mein Lehrer, »er ist der richtige Geistliche dafür.«

Noch am gleichen Tag lief ich zu der angegebenen Buchhandlung, die an einer Ecke des Bazars unserer kleinen Stadt lag, um mir ein Buch von Dr. Ali Schariati zu kaufen. Sosehr ich mich auch bemühte, ich konnte seinen Namen nicht in den Regalen entdecken. Der Verkäufer, ein Mann, dessen Alter ich um die dreißig schätzte, kam auf mich zu und fragte nach meinen Wünschen. Zögernd antwortete ich: »Ich suche ein Buch von Dr. Ali Schariati.« Er schien überrascht zu sein,

bat mich aber, einen Moment zu warten, und obwohl ich erwog, den Laden gleich wieder zu verlassen, ließ mich irgend etwas in der Stimme des Buchhändlers wie angewurzelt auf meinem Platz ausharren. Als er zurückkehrte, betrachtete er mich sehr neugierig und fragte, woher ich den Autor kenne. Aus irgendeinem Grunde ließ ich mir die Lüge einfallen, ein Mann im Bus habe mir davon erzählt. Er starrte mich an. Nach einigen Sekunden flüsterte er mir zu, daß ich Schariatis Namen nicht so leichtfertig in der Öffentlichkeit erwähnen dürfe. Dann versprach er, mir einige seiner Bücher zu zeigen, wenn ich am nächsten Tag nochmals unauffällig vorbeikäme. Ich verließ die Buchhandlung mit dem zwiespältigen Gefühl der Neugierde dessen, der kurz davor ist, den verbotenen Apfel zu essen, welches noch vorhielt, als ich mich am nächsten Tag zur verabredeten Stunde wieder einfand.

Als der Buchhändler mich sah, ließ er sogleich Tee aus einem benachbarten Ghahwe-khane, unserem traditionellen Kaffeehaus, für mich holen und bat um etwas Geduld, bis er mit seiner Arbeit fertig sei. Es war zwölf Uhr und damit Beginn der mehrstündigen Mittagspause, in welcher die Geschäfte geschlossen bleiben. Kein Kunde befand sich im Laden. Man brachte mir ein Glas Tee, das ich in meiner Ungeduld hastig in mich hineinzuschütten begann. Der Buchhändler bedachte mich mit einem freundlichen Blick und sagte, ich solle mir ruhig Zeit lassen.

Von Politik hatte ich zu dieser Zeit noch keinen blassen Schimmer. Meine Lieblingsbeschäftigungen bestanden vorwiegend aus Schach und Fußball oder gelegentlich darin, mich in ein Mädchen zu verlieben. Ich verbrachte meine Zeit vor allem mit meinem gleichaltrigen Freund, mit dem ich im gleichen Viertel aufwuchs. Wir gingen öfter ins Kino, danach hielten wir uns vor einem Kaufhaus auf und erzählten Witze und kicherten. »Jetzt erlebe ich die geheimnisvollen Abenteuer der Welt«, dachte ich bei mir. Politik erschien mir so unverständlich und weit entfernt wie fremde Planeten.

Meine Gedanken wurden unterbrochen durch den Buchhändler, der mir einige Bücher vorlegte, die nach seiner Angabe von der Schia, unserer Religion, sowie von den Gefährten des Propheten Muhammad handelten. Schariati versuchte die Kluft, die zwischen der schiitischen Minderheit und der sunnitischen Mehrheit existierte, zu beseitigen. Der Buchhändler sagte, »Schariati mißachtet den Glaubensstreit. Er will die Muslime einigen, er will den Muslimen ihre wahre und ursprüngliche Identität bewußt machen.« Mir fiel auf, daß auf der Titelseite einiger dieser Bücher ein anderer Name vermerkt war als Dr. Schariati. Der Buchhändler machte mich darauf aufmerksam, daß manche seiner Bücher unter einem Pseudonym veröffentlicht worden seien. Ich kaufte sie unverzüglich alle. Danach bot er mir an, mich in seinem Wagen mitzunehmen, da er zum Mittagessen nach Hause führe. Ich nahm den Vorschlag an. Seine Stimme erweckte in mir das Gefühl des Vertrauens, und außerdem wollte ich mehr darüber erfahren, warum Leute wie Dr. Schariati sich offenbar nicht frei bewegen konnten. »Ist er ungläubig?« fragte ich und meinte damit kommunistisch. Er entgegnete: »Kommunist oder gläubig oder wie du sonst sein magst: In einer Diktatur ist dies ein und dasselbe.«

Die folgenden Wochen glichen nicht den sorglosen Tagen meiner Jugendzeit. Ich verbrachte sie mit ständigem Nachdenken, und bald schien sich mir eine völlig neue Welt zu eröffnen. Die Ferien begannen und damit etwas mehr Bewegungsfreiheit für mich, und endlich raffte ich mich auf, den Hadji Agha aufzusuchen; ein Entschluß, der mir überaus schwerfiel. Ich nahm an dem gemeinschaftlichen Abendgebet in der Moschee teil, bei dem er der Imam, also der Vorbeter, war. Die Liturgie dauerte eine halbe Stunde, mit einer zehnminütigen Pause zwischendurch. Danach begann der Imam aus dem Buch »Erläuterung zu Fragen«, dem sogenannten »Tauzih al-Masa'il«, vorzulesen, das das religiöse

Verhalten im Alltag regelt. Dieses Buch darf jeder Geistliche erst nach Erreichen der Stufe eines Großajatollah schreiben. Dafür muß man eine hohe Qualifikation in den religiösen Rechtswissenschaften erlangt haben und imstande sein, die Rechtsurteile selbständig zu fällen.

Nach Beendigung der Lesung verharrten einige der Anwesenden in einem Winkel der Moschee im Gebet, andere verabschiedeten sich von Hadji Agha. Als er allein in der Meh-rab, in der Gebetsnische, saß, ging ich zu ihm. Ich weiß nicht, wie ich die Gefühle beschreiben soll, die mich bewegten, während ich meine Schritte sehr langsam und vorsichtig in seine Richtung lenkte. Vielleicht war es Schüchternheit, oder vielleicht wollte ich besonders höflich sein: Jedenfalls habe ich es gewagt. Ich stand direkt vor ihm, als ich bemerkte, daß er bereits auf mich aufmerksam geworden war. Bevor ich den Mund aufmachen konnte, wandte er sich mir zu und sagte mit einer gedämpften und hastigen Stimme: »Heutzutage muß man aufpassen, seinen Verstand nicht zu verlieren. Unter unserer Kleidung, unter dem Mullah-Gewand, gibt es viele Wölfe... Man muß sehr aufpassen.« Ich verstand nicht, was er meinte. Ich wollte schnell zur Sache kommen und stellte ihm bald die Frage, ob er Zeit habe, mir die Grundlagen der Ausbildung eines Geistlichen zu vermitteln. Er schwieg.

Einen kurzen Augenblick später griff er nach der Gebetskette, die neben dem Gebetsstein auf dem Gebetsteppich lag und ließ ihre Kugelchen durch seine Hand gleiten. Er hob seine rechte Hand an die Wange und bewegte seine Lippen mit geschlossenen Augen. Mit einer leichten Handbewegung bedeutete er mir, auf ihn zu warten. Dann faßte er einen Teil der glänzenden, dunkelbraunen Perlen der Gebetskette und zählte sie paarweise ab. Dies war eine Art Beratung mit Gott.

Nach Beendigung seines Gebetes forderte er mich auf, ihm zu folgen. Durch eine Hintertür der Moschee gingen wir zu seinem Haus. Es war nicht groß, und sein Zimmer war win-

zig. Sein Bett war nicht gemacht, viele Bücher lagen umher. »Er lebt nach dem Vorbild der Heiligen«, dachte ich bei mir. Als er vor seiner Bibliothek stand und den Kopf nach links und rechts bewegte, fragte Hadji Agha, wie ich heiße. Ich sagte ihm unverzüglich meinen Namen. Nach einer kurzen Atempause griff er nochmals nach seiner Gebetskette. Es dauerte nicht lange, bis er die Gebetskette und seine Brille auf einem Buch ablegte. Er faßte seinen schwarz gefärbten Bart und schaute mir tief in die Augen, als ob er mir etwas erzählen wolle. Seine Augen waren sehr klein und strahlten keine Freude aus. Ich brach die Stille und begann ihm von meinem Anliegen zu erzählen. Sogleich fügte ich hinzu, daß ich kein Mullah werden wolle. Er fragte nur: »Wann willst du anfangen?« und als ich dies von seiner Zeit abhängig machte, schrieb er mir den Namen eines Buches auf, das eine Einführung in die arabische Grammatik für Anfänger war. Ich sollte es kaufen und am nächsten Nachmittag zu ihm kommen. Mit diesem Werk sollte es mir möglich werden, die arabischen Texte und vor allem die Sprache des Koran, des heiligen Buches, zu verstehen. Ich war noch keine siebzehn Jahre alt.

Am nächsten Tag begann der Unterricht. Wir waren beide begeistert bei der Sache: der Imam beim Lehren und ich beim Lernen. Meine Eltern wußten Bescheid, daß der Hadji mich in Theologie unterrichtete; da von meiner Seite keine Rede davon war, daß ich Mullah werden wolle, gab dies keinerlei Anlaß zur Aufregung. Allein meine Mutter machte mich hin und wieder darauf aufmerksam, daß ich keinesfalls meinen regulären Schulunterricht versäumen dürfe.

Lesen, Lernen und Beten

Mein Interesse an der Unterweisung des Hadji Agha wuchs mit jedem Tag, und er war sehr zufrieden mit mir. Er gab mir das Gefühl, etwas mehr zu sein als nur ein bedeutungsloser Knabe, der seinen Alltag mit belanglosen Dingen füllte. Allerdings war es wirklich nicht einfach, dem normalen Schulbetrieb neben einer religiösen Ausbildung zu folgen. Ich mußte mir schon manchmal neue Träume einfallen lassen oder an Magie und an innere Kräfte glauben, die mir helfen sollten, beiden Aufgaben gerecht zu werden. Ich hielt mich an dem Gedanken fest, daß ich nicht versagen dürfe, und dieses Gefühl stärkte meinen Willen und ließ mich in meinem Innern ein neues Selbstbewußtsein entfalten.

Der Hadji Agha war ein einsamer Mann. Er lebte allein, obwohl er keine Abneigung gegen Frauen hatte. Daß er bis heute nicht geheiratet hatte, lag an dem Widerstand der Familien, die sich gegen eine Verbindung mit einem Geistlichen wehrten. Auch aufgrund seiner Weltanschauung, die mit denen der meisten anderen Geistlichen irgendwie nicht über einzustimmen schien, war er ein einsamer Mullah. Er haßte förmlich die Mullahs aus dem Stadtzentrum, die einen so großen Einfluß auf die Bazaris, die traditionellen Händler, und die reichen Kaufleute ausübten.

Er kritisierte sie oft und sagte, daß sie ihre Positionen zu Unrecht besetzten. »Sie sind unwissend, und sie beeinträchtigen ihr Ansehen durch ihre eigene Propaganda«, sagte er oft. Ich betrachtete mir daraufhin die Mullahs genauer und fand sie meist dick und fett. Ich wußte nicht, ob dies ein Grund sei, sie als unmenschlich zu bezeichnen. Allerdings gab es unter ihnen geschickte Redner, und ihr Ajatollah, ein älterer Geistlicher mit langem, weißem Bart, entsprach äußerlich vollkommen dem landläufigen Bild eines Heiligen.

Er war an der theologischen Hochschule im Südirak in der Stadt Nadjaf ausgebildet worden, wo er seine Autorität und daher auch den Titel Ajatollah erlangte. Er war der Stellvertreter des Großajatollah von Nadjaf. Ihn vertefelte der Hadji Agha am meisten. Ein anderer Mullah – er leitete eine Privatschule, in welcher mehrere Theologen beschäftigt waren – pflegte sich auf der Kanzel seiner Moschee seinem Publikum besonders beeindruckend darzustellen. Ich erinnere mich, wie er bei einem Aufmarsch anlässlich einer Nationalfeier, zu welchem wir Schüler ungefragt zum Mitmarschieren abkommandiert worden waren, mit großen Ehrenbezeugungen und tiefen Verbeugungen Blumen vor der Statue des Gründers der Pahlavidynastie, Schah Reza Pahlavi, ablegte.

Auf verschiedenen religiösen Versammlungen lernte ich Menschen oder auch Gruppen kennen, durch die sich mir wiederum eine ganz neue Welt eröffnete und die mein Bewußtsein, meine Vorstellungen und mein Verhalten beeinflußten. Die Schatten meiner Unwissenheit erschienen mir durch ein starkes Licht erhellt. Ich fühlte, wie ich erwachsen wurde. Alles änderte sich: Fußball zu spielen, ziellos in den Straßen herumzulaufen, mich in ein Mädchen zu verlieben waren nun reizlose Spielereien ohne Bedeutung. Für mich gab es nur noch LESEN, LERNEN UND BETEN. Ich hatte meine Träume nicht verloren: Sie hatten eine andere Form angenommen. Gleichzeitig stieg mein Ansehen; ältere und jüngere Leute – vor allem unter den Nachbarn unseres Stadtviertels – begannen mich mit einer gewissen Achtung zu behandeln.

Trotz meiner eifrigen Studien vermochte ich nicht, einen »guten« Mullah von einem »schlechten« zu unterscheiden. Mir waren die Mullahs im Stadtzentrum allgemein nicht sehr sympathisch, aber ich beschäftigte mich nicht mit ihnen und glaubte, mich ihnen gegenüber »unparteiisch« zu verhalten. Mein Gleichmut diesbezüglich schlug erst um, als mir Hadji Agha einen neuen Geistlichen vorstelle, den er – mit Erfolg

– bei der zuständigen Kommission als Imam einer Moschee in einem anderen Stadtviertel vorgeschlagen hatte. Für Hadji Agha schien dies einen großen Sieg zu bedeuten: »Ich habe den Mullahs im Zentrum etwas von ihrer Machtfülle entzogen«, sagte er. Ich hörte ihm zu; ich unterstützte ihn nicht in seinen Ansichten.

Während der neue Geistliche, den ich später Meister nannte, mir einen sehr gelassenen Eindruck machte, schien Hadji Agha sich immer mehr zum Pessimisten zu entwickeln. Wohl seine Einfachheit und Ehrlichkeit zogen mich zu ihm hin, jedoch verstand ich ihn nicht, und so versuchte ich nie, ihn von etwas abzuhalten. Außerdem war ich im Grunde ahnungslos bezüglich der Konflikte innerhalb der Geistlichkeit, bis mich der Meister aufklärte. Dieser beschuldigte die Mullahs im Zentrum, Verrat an der Menschheit zu begehen, und er ging so weit, seine persönliche Einstellung gegen sie als religiöse Pflicht zu bezeichnen. »Für das Elend unseres Landes sind solche Mullahs verantwortlich«, sagte er mit ruhiger Stimme. Er beeindruckte mich sehr. Er hatte ein einnehmendes Wesen, und er war auch ein phantastischer Redner. Seine Korankommentare zogen ein breites Publikum in die Moschee; vor allem jüngere Leute fühlten sich angesprochen und nahmen vermehrt an den Veranstaltungen teil. Er galt als ein sehr gebildeter Geistlicher, und mit seiner Anwesenheit in der Stadt begann ein neuer Abschnitt in meiner theologischen Entwicklung.

Auf Vorschlag Hadji Aghas übernahm er es, mich ebenfalls zu unterrichten. Er arbeitete mit mir ein Buch über die Logik durch, das unter den Theologen als »Mullah Abdullahs Kommentare«, abgekürzt »Kommentare«, verbreitet war. Er war ein ausgezeichneter Lehrer, ja, er war ein Meister, ein Titel, mit dem ich ihm meinen großen Respekt erwies. Ich verbrachte fast meine gesamte Zeit mit ihm und begleitete ihn sogar auf seinen Spaziergängen. Oft nahm er mich auf Versammlungen mit. Ich lernte bei ihm die wichtigsten Bücher

aus allen Gebieten des Islam kennen: politische, mystische, philosophische Aufsätze, Gedichte berühmter islamischer Poeten wie Hafiz, Saadi, Ibn Arabi, Mahmud Schabestari, Abdorrazzaq Lahidji und vor allem Djalal-od-din Maulavi Rumi, und die Biographien der großen Gelehrten wie al-Ghazzali, sogar Werke einiger europäischer Orientalisten wie Henry Corbin. Meine Freude darüber war grenzenlos, und ich begann mich wie neu geboren zu fühlen.